

LESEPROBE

Dirk Kähler

Wo dein Glaube Heimat findet

LESEPROBE

Dirk Kähler

Wo dein Glaube Heimat findet

Proviant für unterwegs

 neukirchener

LESEPROBE

Alle zitierten Bibelstellen sind entnommen aus:
© Zürcher Bibel 2007 / Theologischer Verlag Zürich



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen, insbesondere über Muster, Trends
und Korrelationen gemäß § 44b UrhG zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn
Andreas-Bräm-Straße 18/20, 47506 Neukirchen-Vluyn, info@neukirchener-verlage.de
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, www.grafikbuero-sonnhueter.de,
unter Verwendung des Bildes „Aufbruch“ von © Simone Kahler, simone-kaehler.jimdosite.com

Lektorat: Anna Böck

DTP: publish4you, Roßleben-Wiehe

Verwendete Schriften: Chaparral Pro, Myriad Pro

Gesamtherstellung: Druckerei Dimograf Sp. z o.o., Bielsko-Biala

Printed in Poland

ISBN 978-3-7615-7091-3 Print

ISBN 978-3-7615-7092-0 E-Book

www.neukirchener-verlage.de

Inhalt

Hinweise zum Text	11
Einleitung	13
Glaube auf der Grenze – Über mich	13
Die Tür ohne Angst öffnen – Über dieses Buch	18
Ganzheitlicher Glaube – Erste Annäherung	22
Trotzgeist und Mut	23
Gott der Machtlosen	25
Entdeckung des Leichten	27
Abschiede	31
Der Sündenfall der Kirche	32
Ein Kaiser und der eine Gott	33
Von der Lehrmeinung zum Gesetz	34
Der Kaiser und die reine Lehre	35
Das Geheimnis und der Streit	37
Das Trennende	39
Augustinus und die Kirche	42
Die Urgeschichte der Ursünde	45

LESEPROBE

Sexualität und Scham	47
Sünde und Opfer	49
Aufbruch	53
Schöpfung und was in Eden wirklich geschah	53
Eva, das Leben	55
Herrschaft oder Leben	58
Das Leben verstehen	60
Sünde – Das Lebensfeindliche	63
Ausflug in die Hölle	67
Die Sünde der anderen	72
Königskinder im Gericht	74
Umkehr zum Leben	76
Der Moment – Neues Leben beginnt	79
Das Biest – Hölle mitten im Leben	85
Exodus – Dem Leben nachgehen	89
Jesus: Neue Lebensmöglichkeiten	97
Ressourcen für den Wandel	105
Der winzige Christus	105
Das Verbindende	108
Wo noch Gras wächst	111
Wahrer Kern und Hebammenkunst	114
Wie wollen wir leben?	117
Glauben? Natürlich!	119
Menschen glauben	122
Glaube und Alltag	126
Glaube und Schöpfung	128

LESEPROBE

Spiritualität und Wandel	133
Glaube lässt los	135
Glaube – Die Exoduskraft	140
Dem Blinden nachlaufen	144
Heimat finden	147
Das große Ja Gottes	147
Gott der Lebensmöglichkeiten	150
Der andere Messias	155
Begegnung mit Jesus	158
Der andere Geist	161
Buch ohne Grenzen – Heilige Schrift	163
Gemeinschaft, die guttut	168
Erlösende Gemeinschaft	170
Rouladen und Himmelreich	172
Den Donut teilen	177
Kathedrale und Basar	179
Sorge-Gemeinschaft	181
Zum Abschied	183

Einleitung

Der wesentliche Teil dieses Textes entstand im Jahr 2025. Die Jahreslosung für dieses Jahr lautete: „Prüfet alles und behaltet das Gute“ (Einheitsübersetzung – 1. Thessalonicher 5,21). Dieser biblische Rat an die ganz frühen Christen ist die Idee dieses Buches. Ich schreibe über den christlichen Glauben, weil ich fest daran *glaube* und die Erfahrung gemacht habe, dass er Bedeutung hat: Er kann Heimat sein, Lebenswege verändern, Trost spenden, Hoffnung geben, Mut machen, Zuversicht schenken. Er kann Menschen inspirieren, lädt zum Träumen von einer besseren Welt ein und bietet Antworten auf Krisen – oder trägt wenigstens ein bisschen mit.

Glaube auf der Grenze – Über mich

Mein eigener Glaube wurzelt in der Jesus-Tradition. Das erscheint mir leichter verdaulich und greifbarer als „christlich“ oder „im Christentum“. Unter diesen Labels ist viel Ungutes geschehen und daher führt es in Gesprächen oft in eine falsche Richtung. Vielleicht braucht mein Glaube gar keinen Namen. Aber ich selbst brauche für ihn einen Rahmen. Wie bei allen Menschen ist mein Glaube eng mit meiner Lebensgeschichte verbunden. In der Kapernaum-Kirche in Hamburg Horn, die neben meinem evangelischen Kindergarten in die Höhe ragte, gab es einmal in der Woche eine Geschichte aus der

Bibel. Ich kann mich nur an eine einzige erinnern – und das auch nur, weil der Pastor mich ziemlich grob aus der ersten Reihe zog, um an mir zu zeigen, wie der kleine Isaak von Abraham geopfert werden sollte (Genesis 22,2–8). Wie Isaak war ich froh, dass Gott im letzten Moment dazwischenging. Denen, die glauben, wie Abraham ihre eigenen Kinder opfern zu müssen, kommt Gott in die Quere. Das habe ich in der Kapernaum-Kirche neben meinem Kindergarten gelernt. Dieses In-die-Quere-Kommen ist für mich bis heute eine Eigenschaft Gottes.

Meine Kindheitsbiografie ist von Schicksalsschlägen und Veränderungen geprägt, aus denen eine Patchwork-Familie hervorging. Dabei kam nicht nur mein Bruder in mein Leben, sondern auch der sonntägliche Besuch in einer geschlossenen Brüdergemeinde. Ich war elf oder zwölf Jahre alt. Unter den Abstufungen, die es bei den Brüdergemeinden gibt, landete ich in der strengsten. Die Männer saßen vorn, die Frauen hinten und trugen Röcke und ein Kopftuch. Dass dort die Bibel wortgetreu geglaubt werden sollte, hat mich schon damals befremdet. Aber ich war fasziniert von den Geschichten, die sich wie von allein mit meinem Leben verweben wollten. Und dann war da noch die Sprache der Bibel, die mich mit ihrer vollendeten Klarheit und Reinheit in den Bann zog. In den Texten der Bibel konnte ich eigenständig Gott entdecken.

Die nächsten Erfahrungen sammelte ich in einer evangelischen Kirchengemeinde, da war ich 15. Der Pastor und seine Frau gehörten zur „Charismatischen Gemeindeerneuerung“, die zu Beginn der 1980er-Jahre eine große Sache in Hamburg war. Wie alle Teenager suchte ich Reibungsflächen, um die Besonderheit meines Innenlebens auszudrücken. Die charismatische Form des Glaubens bot dazu die Möglichkeit. Das Zentrum der charismatischen Gemeindeerneuerung in Hamburg war damals die Petri-Kirche in der Innenstadt. Jeden Sonntagabend versammelten sich dort gut tausend Menschen. Es gab einen riesigen Jugendkreis. Es ging viel darum, dass Gott die (wahren) Gläubigen mit besonderen Gaben ausstattet und die Verantwortlichen behaupteten, zu wissen, wie man da he-

rankommt. Sprechen in fremden Sprachen (Zungenrede), Heilung und Prophetie wurden hochgehalten. Und überall lauerte der Teufel, der den Glauben und das Seelenheil bedrohte.

Das fand ich seltsam. War die Botschaft nicht gerade anders herum? Wenn Gott schon seinen eigenen Sohn schickt, warum soll ich dann Angst vor dem Teufel haben? Mein Glaube war langsam gereift und meine Fragen wuchsen. Als mein Vater starb, gab es dort in dieser riesigen Gemeinde niemanden, den das interessierte oder mit dem ich darüber hätte sprechen können. Es verhielt sich im Grunde nicht anders als in der Firma, in der ich mittlerweile meine erste Berufsausbildung absolvierte. Auch dort hatte ich zu funktionieren. Mehr war an mir nicht interessant. Was ich mitgenommen habe, war der Glaube daran, dass Gott heute noch arbeitet. Zwar nicht so, wie die Charismatiker mir das glauben machen wollten, aber er tut es. Ich hatte mittlerweile eine Beziehung zu meinem Gott entwickelt, die keinen Zirkus brauchte. Was ich noch mitgenommen habe: Kirche, die sich verhält wie der Rest der Welt, ist Mist. Kirche, die kein Ort für Menschen ist, an dem sie aufatmen und sich sicher fühlen können, ist keine Kirche.

Fortan war ich vor allem damit beschäftigt, mein Leben zu gestalten. Erst nach Jahren näherte ich mich vorsichtig wieder der Kirche an. Etwas unerwartet landete ich in der Jugendarbeit. Ich fühlte mich mit über 40 zu alt – und fand gleichzeitig große Erfüllung darin. Für mich selbst überraschend, war Kirche wieder ein bedeutender Teil meines Lebens – mit all ihren Problemen und starren Strukturen. Die nervten mich. Ich ging erneut in den Widerstand und wollte schon wieder aufgeben, als ich von der Fresh X-Bewegung hörte. Ich war elektrisiert: Kirche mit Menschen in allen Lebenslagen. Kirche als Bewegung und nicht als Organisation. Das klang nach dem Heiligen Gral, nach dem ich gesucht hatte. Ich wollte mehr und gab irgendwann meine Selbstständigkeit auf. Es folgten acht Semester Ausbildung zum Gemeindepädagogen und eine Langzeitfortbildung als „Pionier in Kirche, Mission und Gesellschaft“ an der CVJM-Hochschule. Gegen Ende der Covid-Pande-

mie stieß ich zu einer queer- und weltoffenen Gemeindegründung mit dem schönen Namen „GoldOst“. Mittlerweile gehören wir zum Bund evangelisch freikirchlicher Gemeinden – also Baptisten.

Mein derzeitiger Arbeitgeber ist die katholische Kirche. Gemeinsam mit meiner ebenfalls evangelischen Kollegin sind wir dabei, ein sozialdiakonisches Projekt zu gründen und ein Netzwerk von Gründerinnen und Pionieren für andere Formen von Kirche zu stärken. Dass ich als freikirchlich-evangelischer Mensch in der katholischen Kirche arbeiten kann, sagt etwas aus. Die Grenzen der einzelnen Kirchen verschwimmen zunehmend. Vor allem für die Menschen, die von außen draufschauen. Was sich in der Kindheit abzeichnete, hat sich fortgesetzt. Ich bin als Grenzgänger zwischen den Traditionen gestartet und selbst an der Außengrenze der christlichen Welt gelandet. Ich stehe an dieser Grenze immer noch innen und fühle mich dort richtig aufgehoben, aber habe längst weit hinübergeschaut. An den Grenzen ist die Weite in beide Richtungen zu spüren. Es ist spannend dort und interessant. Das beste Beispiel dafür liefert die Natur. Der Übergang zwischen zwei Ökosystemen wird Ökoton genannt. Dort herrschen die größte Artenvielfalt und biologische Energie.

Ich bin überzeugt, dass der aktuelle Niedergang der großen Kirchen damit zu tun hat, dass sie viel zu sehr auf sich, ihre Grenzen und ihr Zentrum schauen. Die vielen Richtigkeiten, die Hierarchie, das richtige Bekenntnis und die ganze Bürgerlichkeit werden zunehmend zu Nichtigkeiten. Und da meine ich alle Kirchen. Auch die evangelischen. Meinen Kindergarten gibt es nicht mehr, an seiner Stelle steht heute ein Wohnhaus. Die Kapernaum-Kirche daneben ist heute eine Moschee und damit immer noch ein Ort des Gebets und einer Religion, wenn auch des Islams. Die Grenzen sind schon lange dabei, zu verwischen, auch wenn es noch starke Beharrungskräfte auf allen Seiten gibt.

Jesus selbst war ein Grenzgänger. Er hat die engen Grenzen seiner Zeit in alle Richtungen überschritten und gesprengt. Zu Fuß und ohne Waffen. Gott bewohnt die Grenzen, die Schwellen zwi-

schen den Welten. Das zeigt sich in den Geschichten der Bibel überdeutlich. Die Zeit ist reif, dass diese Randgebiete mehr in das Zentrum rücken. Fast am Ende der langen Erzählung der Bibel von Gott und seinen Menschen steht Jesus in dem Dorf Kapernaum, das der Kirche neben meinem Kindergarten den Namen lieh. Weit weg von Jerusalem und seinem Tempel. Seine Jünger streiten um Macht. Er aber stellt ein Kind in die Mitte, nimmt es in den Arm und sagt: „Wer in meinem Namen ein Kind aufnimmt wie dieses, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat“ (Markus 9,37). So ein Kind bin ich. Gott hat mich in den Arm genommen und nie losgelassen. Auch dann nicht, wenn ich gestrampelt und geschrien habe. Darum sitze ich hier und schreibe dieses Buch.

Ich bin kein Theologe im akademischen Sinn. Und trotzdem ist es auch ein theologisches Buch, das ich hier vorlege, weil es mein Nachdenken über Gott und seine Menschen enthält. Als Gemeindepädagoge bin ich nicht nur der Theologie, sondern auch dem protestantischen Bildungsideal verpflichtet. Gemeindepädagogik ist eine Handlungswissenschaft, die eine Brücke zwischen der Welt des Glaubens und den Sozialwissenschaften in die Praxis schlägt.

Zum Menschen gehört untrennbar seine Lebenswelt, die sich heute sehr von der Lebenswelt der Bibel oder der frühen Kirche unterscheidet. Mein Anliegen ist, eine Denkweise zu skizzieren, wie der Glaube von Menschen eine Heimat finden kann, die zum Leben passt und auf Ausgrenzung und Herrschaft verzichtet. In Anlehnung an einen Satz der lutherischen Pastorin Nadia Bolz-Weber glaube ich, dass immer dann, wenn Menschen ausgegrenzt werden, Jesus auf der anderen Seite dieser Grenze steht – bei den Ausgegrenzten. Das glaube ich nicht, weil es super klingt, sondern weil es meinem Erleben entspricht. Und da, wo Jesus ist, möchte ich auch sein, auch wenn es bedeutet, die eigenen Grenzen zu überwinden. Ich freue mich über alle, die mitkommen.

sources, so etwas wie einen Garten anzulegen? Die meisten Menschen waren mit dem Lebensunterhalt beschäftigt. Das Wort Paradies stammt aus dem Persischen und bedeutet genau das: Garten eines Palastes. Das ist ein entscheidender Punkt, denn hier widersprechen sich die beiden Schöpfungsberichte inhaltlich nicht. Die Menschen sind Königskinder. Das ist die Achse, die beide Geschichten miteinander verbindet.

Als Gott am sechsten Tag die Menschen geschaffen hat, gab er ihm einen Auftrag (Genesis 1,28): „Seid fruchtbar und mehrt euch“, füllt die Erde. Und dann steht da ein fatales Wort, dessen christliche Interpretation viel Unheil ausgelöst hat: „Macht sie euch untertan und herrscht“ über Fische und Tiere. Diese Worte wurden oft so verstanden, dass die Erde ausgebeutet und geradezu unterworfen werden soll. Wer gründlich liest, kann von selbst darauf kommen, dass es so nicht gemeint sein kann. Gott sah sich alles an, was er gemacht hatte und es heißt, dass es „sehr gut“ war. *Gut* kann hier auch mit *schön* übersetzt werden. Gut und schön ist im Hebräischen das gleiche Wort: *tob*.

Der Auftrag Gottes an den Menschen kann daher wohl kaum bedeuten, seine schöne und gute Schöpfung in dem Maße zu ruinieren, wie die Menschheit es seit langem tut. Wir greifen nach der Frucht, von der Gott gesagt hat, lasst es bitte sein. Und wir zerstören nicht einfach nur die Welt, wir zerstören ihre Schönheit. Wir sind Königskinder, aber wir verfehlen unseren Auftrag, wenn wir die Schöpfung ausbeuten. In der Geschichte von Eden heißt es: Gott setzte den Menschen in den Garten, um ihn zu bebauen und zu bewahren. Das mit dem Bebauen haben wir bislang ganz gut hingekriegt. Am Bewahren arbeiten wir noch, um es freundlich zu sagen.

Sünde – Das Lebensfeindliche

Sünde ist alles, was uns von Gott trennt. Das ist die einfachste Definition. Das Wort selbst taucht zum ersten Mal in der Geschichte

von Kain und Abel auf (Genesis 4). Kain der Ackerbauer und Abel der Hirte sind die Söhne Evas. Die tragische Geschichte von Kain und Abel schließt direkt an die Vertreibung aus dem Paradies an. Die Vorzeichen haben sich gründlich geändert. Während die Frau im Garten Eden noch als Beinahe-Göttin gesehen werden konnte, kommt nun die ganze Banalität des Lebens zum Vorschein. Adam und Eva erscheinen endgültig sehr menschlich. Darin steckt große Weisheit. Menschen, die sich selbst erhöhen und von den verbotenen Früchten nehmen, wirken bei näherer Betrachtung oft sehr banal.

Der Einstieg in die Kain und Abel-Erzählung ist: Adam und Eva hatten Sex. Im Deutsch der Bibelübersetzungen kommt das nur verschämt zum Ausdruck. Dort heißt es, Adam „erkannte“ Eva (Genesis 4,1). Zeitgenössische Leser und Zuhörerinnen wussten: Oha. Nackte Menschen im Vollzug. Das Thema ist dabei nicht Sex an sich, auch wenn er die Geschichte im Sinne von Sex and Crime würzt. Die Botschaft hier ist: Die beiden sind jetzt sehr irdisch. Eva wird schwanger und bekommt einen Sohn. Eva sagt: Ich habe einen Sohn geschaffen! (In deutschen Bibeln steht „gewonnen“ oder „bekommen“, aber das trifft es nicht). Sie macht sich in der Aussage selbst zur Schöpferin. Das Wort für Schöpfung klingt im Namen Kain mit.²¹ Dann bekommt sie einen zweiten Sohn mit dem Namen Abel.

Kaum erwachsen geworden, kommt es zum Streit der Brüder. Dass dieser Streit sich am Thema Religion entzündet, müsste eigentlich fett gedruckt werden. Beide bringen Gott ein Opfer. Doch nur das Opfer Abels wird von Gott angenommen. Liest man den Text oberflächlich, könnte man meinen, dass Gott ungerecht ist und damit den Streit auslöst. Den Unterschied macht wieder ein einziges Wort, das leicht überlesen wird. Bei Abel heißt es, dass er von den *Erstlingen* seiner Herde opfert. Die erstgeborenen Lämmer

²¹ Vgl. Renate Brandscheidt, Kain und Abel, 2007, WiBiLex. Das Bibellexikon der Deutschen Bibelgesellschaft, Abschnitt 3: Die theologische Aussage, t1p.de/tslbu (zuletzt abgerufen am 8.8.2025).

sind damit gemeint – und von ihrem Fett, dem Wertvollsten. Die Botschaft ist, dass Abel mit diesem Opfer wirklich anerkennt, dass alles Gute von Gott kommt und letztlich ihm gehört.

Von Kain wird dagegen ziemlich lapidar gesagt, dass er Früchte vom Feld zum Opfer brachte. Das wirkt recht halbherzig. Der Ackerbauer Kain steht für eine Haltung, die den Lebensraum in Besitz nimmt, um seine Fruchtbarkeit für sich selbst zu nutzen. Der Name Abel bedeutet Windhauch. Er steht für die Vergänglichkeit und für einen Lebensstil des Unterwegsseins und Gott Nachgehens. Hier wird das Ideal einer Wanderexistenz des Menschen beschrieben, bei der er auf Gottes Führung angewiesen ist und sich auf ihn verlässt. Es geht um das Bewusstsein, dass es Gottes Schöpfung ist, die wachsen lässt und nicht das eigene Handeln.

Als Gott Kains Opfer nicht annimmt, wird damit noch lange nicht gesagt, dass er ihn verwirft. Trotzdem bahnt sich ein ernsthafter Konflikt an. Kain brennt vor Zorn. Gott warnt ihn eindrücklich: „Der HERR aber sprach zu Kain: Warum bist du zornig, und warum ist dein Blick gesenkt? Ist es nicht so: Wenn du gut handelst, kannst du frei aufblicken. Wenn du aber nicht gut handelst, lauert die Sünde an der Tür, und nach dir steht ihre Begier, du aber sollst Herr werden über sie“ (Genesis 4,6–7). Selbst diese Warnung Jahwes, der ihn immerhin direkt anspricht, kann nicht verhindern, dass Kain seinen Bruder Abel erschlägt.

Sünde steht dabei eindeutig im Zusammenhang mit Herrschaft. Und zwar mit überraschenden Vorzeichen. Gott fordert Kain auf, über die Sünde zu *herrschen*. Kain hat eine Wahl. Das Unheil nimmt dennoch seinen Lauf. Das Motiv der Herrschaft mündet in Unterdrückung und Tod oder anders gesagt, die Ur-Lüge mündet in die Ur-Gewalt. Sünde wird eindeutig als lebensfeindlich identifiziert: Sünde beantwortet die Frage danach, was mehr Leben schafft, mit *nein*.

Wenn die Aussage stimmt, dass Sünde uns von Gott trennt, muss hier festgestellt werden, dass es nicht Gott ist, der den Kontakt abbricht. Im Gegenteil. Gott gibt einfach nicht auf, meldet sich

noch einmal bei Kain zu Wort und fragt nach dessen verschwundenen Bruder. Kain versucht, die Verantwortung ins Nichts abzuschieben und antwortet mit einer Gegenfrage: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ (Genesis 4,9). Gott ist entsetzt: „Was hast du getan!“ Er fordert Kain auf, sich seiner Tat bewusst zu werden: „Horch, das Blut deines Bruders schreit zu mir vom Ackerboden“ (Genesis 4,10). Wieder kommt es zur Vertreibung. Kain muss seinen Ackerboden verlassen und rastlos umherziehen. Das ist sehr lebensnah. Wer sich schwerer Taten schuldig macht, kann nicht einfach so weiterleben.

Aber was tut Gott? Verdammt er Kain? Nein. Gott zeigt sein Erbarmen. Kain fühlt sich schuldig und hat Angst, dass er von anderen erschlagen wird (plötzlich scheint es überall schon Menschen zu geben!). Gegen diese Gefahr stattet ihn Gott mit einem Schutzzeichen aus. Dem Kainsmal. Gott zeigt sich auch in dieser Erzählung als derjenige, der neue Lebensmöglichkeiten schenkt und das trotz allem. Kain wird Nachkommen haben und eine Stadt gründen – was neben den Hirten- und der Ackerkulturen auf eine Weiterentwicklung der Gesellschaften und neue Probleme hinweist.

Die Paläste der Herrschenden stehen in einer Stadt. Sie sind die Orte des angesammelten Besitzes und des Reichtums. Die Stadt ist noch weiter entfernt vom Ideal einer Wanderexistenz, die sich auf Gottes Führung verlässt, als das Leben der Ackerbauern. Ist Gott ungerecht, der Kain weiterleben lässt? Nein. Die Ungerechtigkeit liegt darin, dass Kain seine neuen Lebensmöglichkeiten nutzt, um Macht und Reichtum auszubauen. In dieser fast beiläufigen Beobachtung der Bibelerzählung steckt eine fundamentale Kritik an Herrschaftsstrukturen und eine genaue Beobachtung des Phänomens der Sünde. Die Sünde setzt sich fort, wenn wir nicht umkehren.

Ganz nebenbei wird hier noch eine zweite Geschichte erzählt, die in diesem Krimi fast untergeht. Gott ist nicht in Eden geblieben. Er geht mit. Die nächste Erzählung der Bibel ist schon die Urflut (Sintflut), in der Gott noch einmal einen Neuanfang der Menschheit er-

zwingt. Noah und seine Familie stellen auf Gottes Anweisung mit ihrer Arche sicher, dass das Leben weitergehen kann. Die Flut ist zwar ein Strafgericht Gottes, doch am Ende erklärt der Schöpfer feierlich, dass es so eine Vernichtung nicht wieder geben wird (Genesis 8,21). Gott beschließt, den Menschen trotz seines Hanges zum Bösen zu ertragen.²² Dieses Pendeln Gottes zwischen dem Entsetzen, Gottes Zorn, dem Aussprechen von Strafen auf der einen Seite und seinem Erbarmen und dem Schaffen neuer Lebensmöglichkeiten auf der anderen, ist ein wiederkehrendes Motiv der ganzen Bibel.

An dieser Stelle besteht die Gefahr, einfach nur Vanillesoße über das Böse zu gießen. Das Böse ist in der Welt. Schlimme Taten geschehen und sie betreffen nicht nur das theoretische Nachdenken über Sünde. Sie betreffen Menschen, die darunter leiden müssen. Dass das Erbarmen Gottes den Sündern, den Tätern gehört, ist eine Pille, die nicht so leicht zu schlucken ist. Vor allem geraten in dieser Sichtweise die Opfer der Sünde leicht aus dem Blick. Sie kommen regelmäßig zu kurz, während die Täter oft genug in Amt und Würden bleiben. Ich persönlich glaube, das ist nicht Gottes Wille. Gott nimmt es wahr. Das erzählt hier auch die Bibel. „Was hast du getan?“, diese Frage an Kain ist die Frage nach der Verantwortung. Sie liegt beim Menschen. In mir selbst wohnt die Gewissheit, dass Gott das Leid der Opfer aufheben wird. So erlebe ich ihn. Beweisen kann ich es nicht. Es ist mein Glaube.

Ausflug in die Hölle

Wo von Sünde die Rede ist, können Teufel und Hölle nicht weit sein – denkt man. Gibt es das personifizierte Böse? Diese Frage scheint für manche konservative Christen beinahe wichtiger zu sein als die Frage nach der Existenz Gottes. Ein Blick in die Bibel

²² Vgl. Claus Westermann, *Theologie des Alten Testaments in Grundzügen*, 1978, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, S. 104.

zeigt: Er taucht hier und da mal auf, zentral ist der Teufel nicht und seine Darstellung ist in der Bibel auch überhaupt nicht eindeutig. In der jüdischen Bibel taucht er unter der Bezeichnung Satan viermal auf. Mal ist er so etwas wie ein Ankläger, mal wird er als Mitglied des Hofstaates Gottes gesehen. Sehr viel häufiger erscheint der Satan im Neuen Testament.

Das ist vor allem ein Anzeichen dafür, dass der Teufel sich religionsgeschichtlich als eigenständige Figur weiterentwickelt hat. Unter anderem war dafür der starke persische Einfluss verantwortlich. In der persischen Religion der Antike gab es mit Ahriman eine Verkörperung des Bösen. Er stand für das Chaos und galt als Gegenspieler des Schöpfergottes Ahura Mazda. Der deutsche Begriff Teufel leitet sich vom griechischen Diabolos ab, was so viel wie Durcheinanderwirbler bedeutet.

Die zentrale Botschaft der Bibel zu dieser ganz und gar nicht eindeutigen Figur lautet: Sie ist Gott untergeordnet. In einer Vision des Propheten Sacharja wird der Satan im Alten Testament von Gott zurechtgewiesen (Sacharja 3). Im Neuen Testament wird erzählt, wie eine große Gruppe von Menschen von Jesus ausgesandt wird (72 Jünger). Als sie zurückkommen, berichten sie Jesus, dass selbst die Dämonen ihnen in seinem Namen gehorcht hätten. Jesus antwortet: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen“ (Lukas 10,19). Diese Erzählung hält zwei Botschaften für uns bereit. Die eine ist: Die Menschen der Antike rechneten fest mit bösen Mächten und Dämonen, die in das Leben eingriffen. Die andere ist: Gott ist stärker.

Die Bibel macht also Gott groß und den Teufel klein. Die Kirche hat es bis in die Gegenwart oft anders herum gehalten. Ähnliches lässt sich über die Hölle sagen. Die Bibel kennt keine brennende Unterwelt, die von einer teuflischen Figur verwaltet wird und in der die fehlgegangenen Menschenseelen endlose Qualen leiden. Viele Vorstellungen, die in der christlichen Kultur dazu unterwegs sind, stammen aus anderen Quellen. Es gab von der Spätantike bis ins Mittelalter Schriften, die sich mit der Hölle und den dort zu er-

wartenden Qualen beschäftigten und die Lücke zugeschrieben haben, die die Bibel scheinbar gelassen hatte.

Angesichts mancher Verbrechen wünscht man sich natürlich, dass dieser oder jener Zeitgenossen genau dort landet. Was es in der Bibel allerdings gibt, ist eine Welt der Toten, die *Scheol*. Die *Scheol* ist der Ort der Gottesferne. Eine Art ewiger Tod. Ähnlichkeiten mit der ägyptischen Mythologie sind kein Zufall, da es über Jahrhunderte einen regen Kulturaustausch zwischen Palästina und Ägypten gab. In der griechischen Mythologie ist der Name dieser Unterwelt der Hades. Der Hades wird von einem gleichnamigen Gott beherrscht. Es ist kein schöner Ort, aber auch keine Hölle im Sinne der mittelalterlichen Darstellungen. Das Wort *Hades* kommt mehrfach im Neuen Testament vor und wird von Luther falsch mit Hölle übersetzt, andere Übersetzungen sprechen vom Totenreich.

„Ein anderes Wort, das in deutschen Bibelausgaben – insbesondere in der Lutherbibel – oft und fälschlicherweise mit ‚Hölle‘ übersetzt wird, ist die *Gehenna*, Tal des Hinnom.“²³ Es handelt sich um ein Tal südlich von Jerusalem, das in dem Ruf stand, dass dort in der Vorzeit Kinder als Opfer für den heidnischen Gott Moloch verbrannt wurden. Der Ort diente ab dem 8. Jahrhundert vor Christus als Friedhof vor allem der Wohlhabenden.²⁴ Daher stammt womöglich auch die Verbindung zum Totenreich. Es gibt in der drastischen Sprache des Matthäusevangeliums tatsächlich eine Vorstellung davon, dass dort im Hinnomtal im Endgericht der Welt ein ewiges Feuer brennt. Verblüffender Weise ist dieses Feuer für die Dämonen und Teufel bestimmt (Matthäus 25,41) – und für die Unbarmherzigen, die sich weder um Arme, Kranke, Hungrige, Durstige und Gefangene gekümmert haben.

Die Vorstellung, dass an dieser Stelle im Hinnomtal bei Jerusalem einmal ein göttliches Gericht gegen die Sünder stattfindet, ist

²³ Stefan Alkier, Hölle, WiBiLex. Das Bibellexikon der Deutschen Bibelgesellschaft (Hervorhebung im Original), [t1p.de/vzgr4](http://vzgr4) (zuletzt abgerufen am 8.8.2025).

²⁴ Klaus Bieberstein, Hinnomtal, WiBiLex. Das Bibellexikon der Deutschen Bibelgesellschaft, [t1p.de/174a1](http://174a1) (zuletzt abgerufen am 8.8.2025).

schon gut 200 Jahre vor Christus belegt. Es war also gar nicht neu, was Jesus da im Matthäusevangelium sagt. Zur Zeit Jesu herrschte im gesamten Orient schon länger etwas wie eine Weltuntergangsstimmung. Die Zeiten waren unruhig. Große Kriege hatten für Umwälzungen gesorgt. Die Kulturen vermischten sich. Es war eine Art antiker Globalisierung, was sich in den Jahrhunderten vor der Geburt Jesu vollzog.

Dieser Effekt verstärkte sich eher noch, nachdem das Römische Reich seinen Siegeszug rund um das Mittelmeer angetreten hatte. Die alte Welt mit ihren Gewissheiten kam an ihr Ende und das verunsicherte die Menschen zutiefst. Das Ende der Welt schien gekommen zu sein. Die Zeiten waren dem, was wir heute in Europa und der westlichen Welt erleben, gar nicht so unähnlich, wie man nach zweitausend Jahren meinen sollte. Damals wie heute lag es nahe, einem Gedankengut Raum zu geben, das angesichts der Katastrophe und der Unlösbarkeit der Probleme alle Werte über Bord werfen wollte.

Michael Ende schildert in dem Jugendroman „Die unendliche Geschichte“, wie sich das Nichts scheinbar unaufhaltsam in Phantasien ausbreitet und alles Schöne verschlingt. Nichts, lateinisch *nil*, steckt in dem Wort Nihilismus. Damit wird eine Haltung beschrieben, die alle Werte, Normen und Ziele ablehnt. In so einer Gedankenwelt braucht es auch keine Hoffnung. Und das ist genau der Punkt, an der sich die Gerichtsvorstellung bei Jesus vom Rest unterscheidet.

Es fällt auf, dass es sich mit dem Hinnomtal eben nicht um einen gedachten oder geglaubten Ort handelt, sondern um einen ehemaligen Friedhof der Wohlhabenden, der vom Jerusalemer Zentrum aus zu Fuß erreichbar war. Die Hölle ist ein realer Ort. Er liegt gleich neben der Stadt und nicht irgendwo und irgendwann im Jenseits. Die Möglichkeiten des Handelns, die Jesus in Matthäus 25 beschreibt, also die Fürsorge für die Armen, Fremden, Gefangenen und so weiter, sind ebenso irdisch und können gleich in der Nachbarschaft in die Tat umgesetzt werden. Es geht also gerade nicht

um Hoffnungslosigkeit, sondern darum, Handlungsmöglichkeiten zu nutzen. Anders gesagt, wenn es möglich ist, zu diesem realen Ort zu gehen, dann ist es auch möglich, von dort wegzugehen und in eine andere Richtung zu laufen.

Es gibt Orte des absoluten Bösen. In meiner Wohngegend befindet sich eine Gedenkstätte auf dem Gelände eines ehemaligen Konzentrationslagers, sie liegt auch gleich neben der Stadt und nicht irgendwo im Jenseits. Sehr genau ist dort beschrieben – und doch immer noch so, dass man es ertragen kann, wie Menschen erniedrigt, gequält, gefoltert und getötet wurden. Hier gab es keine Möglichkeit zu gehen oder eine Entscheidung zu treffen – jedenfalls nicht für die Opfer. Zu allen Zeiten ist es Teil des Glaubens, dass Tätern, die sich so an Unschuldigen vergehen, wenigstens nach ihrer irdischen Existenz ein gerechtes Urteil empfangen. Wenn Jesus von einem Gericht spricht, dann gehe ich davon aus, dass auch diese Möglichkeit eingeschlossen ist. Die Wahrheit ist: Ich weiß es nicht und muss es in Gottes Hand legen.

Was mich beeindruckt und nicht loslässt, sind die Berichte von Überlebenden, die sehr wohl von Hoffnung sprechen und Hoffnung aktiv gelebt haben. „Diese ganze Umwelt und alles ..., was man sonst in diesem Lager sah und seelisch miterlebte, wurde für viele von uns zu einer ungeheuren Qual. Es war nicht verwunderlich, wenn sich mancher von uns tagelang mit dem Gedanken trug, ... dieser ganzen Qual und diesem erbärmlichen Dasein ein schnelles Ende zu machen. Manchen unserer Kameraden haben wir geradezu bewachen müssen, um ihn davor zu bewahren. Immer wieder galt es, Verzweifelte aufzurichten, Hoffnungslosen Hoffnung zu machen und Kranken beizustehen. Man musste, wenn man in dieser Hölle nicht untergehen wollte, alles von sich abschütteln, nicht nach rechts und links, sondern stur geradeaus blicken und immer wieder nur den einen Vorsatz fassen, am Leben zu bleiben.“²⁵ Dieser Bericht mit dem Titel „Die Hölle von Neuengamme“ stammt von

²⁵ Ausstellung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, t1p.de/ke9kw (zuletzt abgerufen am 8.8.2025).

dem überlebenden Gefangenen Hans Flattrich und ist Teil der Ausstellung der Gedenkstätte.

Wenn es möglich war, unter diesen höllischen Umständen Hoffnung, Solidarität, Ermutigung und Beistand zu leben, verpflichtet es uns alle, die wir ein mehr oder weniger bequemes Leben haben, dies ebenso zu tun.

Die Sünde der anderen

Das deutsche Wort Sünde ist nicht annähernd in der Lage, die Bedeutung der biblischen Konzepte von Sünde abzubilden. Der jüdische Teil der Bibel kennt verschiedene Worte, die allesamt mit Sünde übersetzt sind. Von entscheidender Bedeutung sind zwei Begriffe. Der erste ist das Sich-Verfehlen (*hatah*)²⁶. Darin ist die einzelne aktive Tat enthalten wie bei Kain, aber auch das Nichthandeln, wenn es eigentlich erforderlich wäre, wie Adam, der wurstig danebensteht, als die Schlange mit Eva redet.

Der zweite Begriff ist der Sündenzusammenhang (*awon*). Damit ist gemeint, dass eine schwere Verfehlung weite Kreise zieht. Das ist eine sehr weitsichtige Beobachtung der biblischen Autoren. Sünde kann nicht nur das Leben Einzelner zerstören. Die Sünde frisst sich weiter. Heute weiß man genauer, wie sich erlittene Traumata und posttraumatische Belastungsstörungen über Generationen weitertragen. Verletzte Menschen verletzen Menschen. Kinder, die Gewalt erlebt haben, haben eine höhere Wahrscheinlichkeit, später selbst zu Gewalt zu neigen. Kinder von Suchtkranken haben ein hohes Risiko, selbst in die Muster der Sucht zu geraten. Kinder, die Gewalt, sexuelle Gewalt, Mobbing, Armut, Rassismus und andere Traumata erleiden, haben es schwerer in der Schule und im Leben. Sünde setzt sich fort.

²⁶ Vgl. Claus Westermann, *Theologie des Alten Testaments in Grundzügen*, 1978, S. 103.

ten, die eigenen Lebensmöglichkeiten zu nutzen, ist nicht nur eine Fähigkeit, sondern eine Aufgabe des Menschen. So ein Reden über Gott geht von Gnade aus, vom Geschenk des Lebens. Es verzichtet darauf, zu verdammen. Und es geht von einem Wachstum aus, das nicht überfordert.

Der andere Messias

Es ist natürlich ein Wagnis, aus wenigen Bibelstellen ein Gottesbild abzuleiten. Aber genau das hat auch die alte Kirche mit ihren Dogmen getan. Es ist also wieder eine Entscheidung: Will ich mich an den Gott des Lebens halten oder suche ich den Gott der Verdammnis? Oder gibt es noch etwas dazwischen? Der Gott der Bibelgeschichte pendelt zwischen Zorn und dem Erbarmen, dem Schaffen neuer Lebensmöglichkeiten, das habe ich oben schon kurz skizziert. Im Grunde erinnert dieses Bild an Eltern, die ihre gerade unerträglichen Teenager-Kinder trotzdem lieben und ihnen einen Weg ins Leben bahnen. Und vielleicht ist das gemeint, wenn Jesus von Gott als *Abba* spricht, der Zärtlichkeitsform von Vater (also Papa).

Ein schönes Beispiel für dieses Pendeln Gottes ist die Geschichte von Jona. Ein kurzes biblisches Buch aus vier Kapiteln. In den ersten beiden Kapiteln beruft Gott einen gewissen Jona, nach Ninive zu gehen und seine Bewohner zur Umkehr aufrufen. Ninive steht für die Hauptstadt der übelsten Feinde, gemeint sind die Assyrer. Als das Buch entsteht, sind die schon lange Geschichte, es ist eine Lehrerzählung. Jona will nicht. Er flieht über das Meer und landet am Ende seiner Flucht im Bauch eines Fisches, in dem er drei Tage bleiben muss, bis der Fisch ihn an der Küste ausspuckt. Diesen Teil kennen die meisten. Es lohnt sich, weiterzulesen, denn der zweite Teil (Kap. 3 und 4) ist bei Weitem nicht so bekannt, dafür umso interessanter.

Das Buch setzt noch einmal neu an. Noch einmal wird Gott von Jona nach Ninive geschickt. Jetzt geht er hin. Er läuft durch die

Stadt und siehe da, alle bekehren sich zum Guten. Selbst der König. Ende gut, alles gut? Nein. Jona ist trotzdem unzufrieden. Jona, der in seinem Ungehorsam gegenüber Gott selbst durch die Dunkelheit musste, gönnt den Bewohnern offensichtlich nicht, dass Gott sie verschont. Jona hadert mit Gott, dass er die Stadt nicht zerstört und möchte lieber sterben. Er sitzt draußen vor der Stadt und Gott versucht, ihn umzustimmen. Das letzte Wort in der Geschichte hat Gott: „Und da sollte es mir nicht leidtun um Ninive, die große Stadt, in der über hundertzwanzigtausend Menschen sind, die nicht unterscheiden können zwischen ihrer Rechten und ihrer Linken, und um die vielen Tiere?“ (Jona 4,11).

Warum ist das so wichtig, um Jesus als Messias zu verstehen? Das Matthäusevangelium hat eine drastische Sprache. Seine Gerichtsankündigungen waren häufig die Grundlage für die Bedrohung mit der Hölle: Bäume werden abgehackt, Knechte und unlieb-same Besucher werden in die Finsternis geworfen, wo Heulen und Zähneklappern ist. Dort, in diesem mitunter schroffen Matthäusevangelium kündigt Jesus im zwölften Kapitel sein Leiden an: das Zeichen Jona. Er wird drei Tage im Bauch der Erde sein wie Jona im Bauch des Fisches. Und ausgerechnet die Männer Ninives, also der fremdmöglichsten und feindlichsten Stadt, werden im Gericht „gegen dieses Geschlecht“ aufstehen.

Das ist oft antisemitisch ausgelegt und missbraucht worden, aber gegen das Judentum geht es hier ganz und gar nicht. Diese Aussage ist im Matthäusevangelium eingebettet in einen Dialog mit Schriftgelehrten und Pharisäern, also mit den ganz Schlaun und den ganz Frommen. Sie grenzen sich ab, halten sich für etwas Besseres, weil sie die Schrift kennen und ein regelhaftes und religiös „richtiges“ Leben führen. Sie sitzen wie Jona rum und warten darauf, dass Gott die Fremden, die Falschen, die anderen bestraft. Genau diese Fremden werden als Ankläger aufstehen.

Das Jona-Buch endet mit einer Frage: „Und da sollte es mir nicht leidtun ...?“ (Jona 4,11). Gott setzt nicht auf die Zerstörung, sondern auf die Möglichkeiten und die Veränderung, aus der neues Le-

ben wächst – und zwar für die ganze Schöpfung. Das gehört zum „Zeichen des Jona“ unbedingt dazu, von dem Jesus spricht. Es ist eine Absage an alle Weltuntergangspropheten, die auf die schnelle Tat und den Umsturz setzen und meinen, die Zukunft zu kennen. Gott selbst kennt sie nicht. Aber er kennt die Möglichkeiten. Evangelium heißt in diesem Sinne: Alles kann sich ändern, alles kann anders werden.

Dieses Erbarmen Gottes weiterzugeben, ist das zentrale Thema des irdischen Jesus, wie er uns im Neuen Testament begegnet. Das kann man alles lesen, Geschichten zaubern uns große Bilder in den Kopf. Aber das ist nicht alles. Glauben kann man sich nicht anlesen. Die Bibel gibt sich genau genommen auch keine Mühe, Jesus eindeutig darzustellen, geschweige denn das Kreuz, seinen Tod und die Bedeutung des Ganzen. In der Einleitung zu diesem Abschnitt habe ich Maria von Magdala kurz eingeführt, die im Johannesevangelium im 20. Kapitel am leeren Grab steht und weint. Die Jünger waren schon da. Wie ein Wettrennen wird ihr Weg zum Grab dargestellt. Petrus – immerhin der Gründer der Kirche – kommt als Zweiter ins Ziel.

Als Erster erreicht „der andere Jünger“ das Grab. Aber Petrus geht als Erster rein. Doch da gibt es wenig zu sehen, bis auf ein paar Binden und ein sauber aufgerolltes Tuch. Dann kommt der andere Jünger dran und guckt nach. Da gibt es *wirklich* nichts zu sehen. Rastlos gehen sie wieder weg. Die Jünger wollen genau wissen, erkunden, schauen genau nach. Sie sind im Aktionismus gefangen, rennen hin und her. Haben nicht einmal Zeit für die weinende Maria, die vielleicht Jesus viel näherstand als alle anderen.

Maria weint weiter und rennt nicht einfach weg. Sie bleibt da, hält den Moment aus, schaut auch in das Grab und sieht zwei Engel auf dem Lager sitzen, wo der Leichnam lag. „Und sie sagen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie sagt zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiss nicht, wo sie ihn hingelegt haben“ (Johannes 20,13). Die Jünger können klar sehen und sehen nichts. Maria sieht durch ihre Tränen nur verschwommen – und wundert

sich über nichts. Auch dann, als sie nochmal angesprochen wird. Sie denkt, es ist der Gärtner, aber es ist Jesus. Der fragt sie nochmal: „Frau, was weinst du? Wen suchst du? Da sie meint, es sei der Gärtner, sagt sie zu ihm: Herr, wenn du ihn weggetragen hast, sag mir, wo du ihn hingelegt hast, und ich will ihn holen“ (Johannes 20,15). Mit einem einzigen Wort erreicht Jesus sie in ihrem Innersten. Er spricht ihren Namen aus: Maria. Und dann dreht sie sich zu ihm um und sagt „Rabbuni“, Lehrer. Sie will ihn festhalten, aber er lässt es nicht zu.

Das Christentum hat aus dem Messias wahlweise einen Richter, einen Herrscher oder einen unerreichbaren Super-Gott gemacht, über den man etwas wissen kann, den man zähmen und in Besitz nehmen kann. Maria von Magdala entdeckt den anderen Messias. Er ist etwas verschwommen, er lässt sich nicht festhalten, aber er spricht sie in ihrem Herzen an.

Begegnung mit Jesus

Das Johannesevangelium ragt aus den vier Berichten über das Leben und Sterben Jesu auf vielfache Weise heraus. Am Ende wird berichtet, wie der Auferstandene ein letztes Mal seinen Schülerinnen erscheint. Einer von ihnen kann die wundersamen Geschichten der anderen Jünger nicht glauben. Es ist der berühmte Ungläubige Thomas, der erst die Wunden an den Händen Jesu sehen und ihn anfassen möchte. Als der Auferstandene dann trotz verschlossener Tür mitten im Raum steht und Thomas auffordert, ihn zu berühren und seine Wunden zu sehen, sagt Thomas (Johannes 20,28): „Mein Herr und mein Gott.“

Thomas bedeutet Zwillings. Dieser Thomas, unser Zwillings, hat eine Erfahrung gemacht, nachdem er von anderen schon die Geschichte von der Auferstehung gehört hatte. Beides gehört zusammen. Wir müssen immer erst selbst Erfahrungen machen, bevor wir verstehen, was uns andere gesagt haben. Umgekehrt passiert

es, dass wir ein Wissen in uns tragen, abgespeicherte Erfahrungen. Und dann hören oder lesen wir Worte, die uns an dieser Stelle treffen und uns aus der Sprachlosigkeit befreien. In beiden Fällen ist es so, das Wort ist ohne die dazu gehörige Erfahrung einfach nur ein Wort und ein leeres Grab einfach nur ein Grab.

Wenn Gott die Zukunft nicht kennt, nur alle ihre Möglichkeiten, dann kann er auch nicht aktiv gewollt haben, dass sein Sohn am Kreuz stirbt. Schon gar nicht als Opfer. Das Festhalten an der Opfertheologie öffnet die Tür für weitere Menschenopfer. Strukturell geschehen sie ohnehin dauernd, wenn für den Reichtum der Industrieländer ganze Landschaften umgeformt und ihre Bewohner vertrieben werden. Sich für das Vaterland zu opfern, hat eine gefährliche Nähe zu „auch für dich gestorben“. Diese Opfertheologie öffnet dem Machtmissbrauch und der Manipulation Tür und Tor: Das hat Jesus für dich getan! Wie viel bist du heute bereit, zu spenden oder zu tun?

Der Glaube kommt ganz gut ohne solche Zwänge aus. Aber ohne die Auferstehung kommt der Christus-Glaube nicht aus. Ohne sie wäre die Jesusbewegung ohne Kraft geblieben. Wer ist der auferstandene Jesus? Wie kann man ihm begegnen? Die ineinander verwobenen unsichtbaren und sichtbaren Welten der Keltischen Kirche sind letztlich nur ein Bild, sogar ein sehr unklares Bild. Aber genau dieser verschwommene Blick der Maria von Magdala ist es, der ein vages Erkennen zulässt und im Friedhofsgärtner, Busfahrer, der muslimischen Putzfrau, die meine Sprache nicht spricht, etwas von Gott zu erkennen oder Christus zu entdecken. „Und das Wort, der Logos, wurde Fleisch und wohnte unter uns, und wir schauten seine Herrlichkeit“ (Johannes 1,14a). Eugene Peterson übersetzte das als *Gott wurde Mensch und zog in die Nachbarschaft*.

Diese Sichtweise macht keinen fernen Herrscher auf dem Thron aus Jesus. Aber sie macht ihn auch nicht klein. Er lässt sich nicht aufhalten, um zu den Seinen zu kommen. In Johannes 20 geht er sogar durch die verschlossene Tür. Man kann mit ihm sprechen. Das ist eine starke These, aber Menschen, die es tun, haben ihn er-

lebt, als Tröster, als Begleiter, als Erlöser, als Bruder, der einem weiterhilft und einen raushaut. Ich würde es nicht schreiben, wenn ich nicht selbst eine Erfahrung gemacht hätte. Ich behalte sie für mich. So etwas zu teilen, erfordert wirklich einen sicheren und intimen Rahmen. Ich halte nichts davon, dass sich Menschen auf Kanzeln oder Bühnen stellen und „Zeugnis ablegen“, was Jesus „für sie getan“ hat. Das ist in evangelikal und charismatisch geprägten Kirchen nicht unüblich.

Aber ich kann sagen, wie ich es gemacht habe: In einem wirklich üblen Moment größter Tiefe habe ich Jesus angesprochen. Wenn es dich gibt, wenn du da irgendwo bist, dann wäre es cool, wenn du mir jetzt mal die Hand reichen würdest, bevor ich hier untergehe. Bis dahin war mein Beten unbestimmt an Gott gerichtet. Jahrzehnte lang. Ich fand es immer ein bisschen schräg, wenn andere Christinnen laut Jesus angesprochen haben. Jesus, danke für das Essen, danke für den schönen Tag, danke für die Gemeinschaft. Den Dank habe ich immer gespürt. Den Jesus dabei nicht. Und überhaupt, Jesus hat ja dazu angehalten, allein und hinter verschlossener Tür zu beten und nicht auf dem Marktplatz (Matthäus 6,5–6).

Mein Zeugnis ist und die Erfahrung vieler Menschen, dass es mein Leben besser gemacht hat, reicher. Nicht finanziell, nicht durch Wunscherfüllung, sondern durch einen Frieden im Herzen, den ich vorher nicht kannte. Ein Licht in mir, von dem ich nicht wusste. Eine Kraft, die ... Ich kann das alles sagen oder schreiben, aber es wird niemals treffen, was ich dazu spüre. Es bleibt stümperhaft. Ich kann mich an der Erinnerung festhalten und gleichzeitig muss ich immer auf der Hut sein, nicht meinen eigenen Gefühlen auf den Leim zu gehen. Glaube bleibt ein Wagnis – und mitunter ist er ein Abenteuer, etwas Verschwommenes. Das „Dein Wille geschehe“ aus dem großen Gebet der Christenheit, dem *Vaterunser*, ist manchmal unangenehm und furchteinflößend. Zur Wahrheit gehört auch, dass Gott zwischendrin lange schweigt. Und vermutlich wäre ich längst nicht mehr dabei, wenn mir nicht ab und an wieder

ein Wegweiser begegnen würde. Alles, was ich anderen dazu sagen kann, ist: Probiere es aus!

Der andere Geist

Als im Johannesevangelium die Geschichte mit Jesus schon auf die Katastrophe zusteuert und Jesus seinen Tod ankündigt, erklärt er seinen Schülern, dass sie nicht alleine bleiben werden: „Der Fürsprecher aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, er wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (Johannes 14,26). Die Luther-Bibel übersetzt hier „Tröster“, der in die Welt kommt. Ein Erlöser oder Heiland, der den Schwachen beisteht und ihnen zu ihrem Recht verhilft.

Dieser Geist Gottes ist in der Gedankenwelt des Neuen Testaments eng verbunden mit dem Schöpfergeist Gottes, der *Ruach*. Er kann machtvoll erlebt werden und ist doch nicht greifbar. Das altgriechische Wort für diesen Tröster heißt *parakletos* und bedeutet wörtlich *Herbeigerufener*. Er lässt sich also herbeirufen – oder er kommt von ganz allein. Die Apostelgeschichte (Kapitel 2) berichtet von der Ausgießung des Heiligen Geistes, bei dem auf den Köpfen der Jünger kleine Feuerzungen zu sehen gewesen sein sollen. Sie waren *on fire*, wie man so schön sagt. Das Ereignis wird aber vor allem dadurch gekennzeichnet, dass die Verständigung der Menschen untereinander wieder klappt. Da wird eine ganze Liste von Völkern aufgezählt, die zum Pfingstfest in Jerusalem versammelt sind und plötzlich verstehen sie alle in ihrer eigenen Landessprache, was die Jünger reden.

Erzählerisch klingt hier die Heilung der großen Sprachverwirrung an, die Gott beim Turmbau zu Babel über die Menschen gebracht hat aus Furcht, sie könnten sich noch mehr einfallen lassen: „Und dies ist erst der Anfang ihres Tuns. Nun wird ihnen nichts mehr unmöglich sein, was immer sie sich zu tun vornehmen“ (Ge-